Unterhaltungs-Beilage

Illustrirte Frauen-Zeitung. — 1. Februar 1896. — XXIII. Jahrgang, Heft 3.

Nachdruck verboten.

In Canada.

Novelle von Robert Barr.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen

von

Jeanne Friedländer in Berlin.

(2. Fortsetzung.)

Eva wollte sich stolz aufrichten, allein da sie zu naß und durchkältet war, um heroisch zu sein, sank sie stöhnend auf einen Baumstumpf nieder.

„Bitte, verzagen Sie nicht!“ sagte der Künstler weich. „Ich hätte Ihnen nicht zustimmen dürfen. Ich bitte Sie um Entschuldigung, es gethan zu haben; aber nun wir einmal hier sind, müssen Sie Ihren Antheil an den Pflichten übernehmen. Ich möchte, daß Sie Holz zum Feuermachen suchten.“

„Holz suchen?“ rief Miß Sommerton entsetzt.

„Jawohl, Holz suchen! Sie haben uns in diese Verlegenheit gebracht und müssen nun die Consequenzen tragen.“

„Wollen Sie mich, weil ich hier hülflos bin, unausgesetzt beleidigen, Mr. Trenton?“

„Wenn es eine Beleidigung ist, Sie zu bitten, herumzugehen und Holz zu sammeln, dann will ich Sie allerdings höchst nachdrücklich beleidigen. Ich werde auch suchen, da wir viel Holz brauchen.“

Miß Sommerton erhob sich entrüstet und wollte just drohen, den Platz zu verlassen, als ihr noch rechtzeitig einfiel, daß sie nicht wisse, wohin sie gehen könne, und da sie sich hier im dunkeln Wald nicht so sicher und muthig fühlte, wie in Boston, begab sie sich kleinlaut auf die Suche nach dürren Zweigen. Als sie das Gefundene neben den großen Haufen, den Trenton zusammengetragen hatte, warf, brach sie in Lachen aus.

„Sehen Sie etwas Lächerliches in dieser Situation?“ fragte Trenton, vor Kälte zitternd. „Ich nicht!“

„Das Lächerliche dieser Lage ist, daß wir Holz zusammenschleppen, ohne ein Streichholz zum Anzünden zu besitzen; denn, wenn Sie welche bei Sich hatten, sind sie durch die Nässe unbrauchbar geworden.“

„O nein, durchaus nicht! Sie müssen bedenken, daß ich aus einem sehr feuchten Klima komme, in dem man gewohnt ist, seine Streichhölzer vor Nässe zu sichern. Außerdem bin ich schon vielfach auf dem Wasser gewesen und trage daher meine Streichhölzer immer in einem silbernen, für Feuchtigkeit unzugänglichen Kästchen.“ Bei diesen Worten zog er das Kästchen aus der Tasche, zündete einige Streichhölzer an, die er auf die kleinen, trockenen Zweige und Blätter legte; nachdem alles ordentlich aufgeflammt war, legte er auch größere Stücke Holz darauf, sodaß ein lustiges Feuer entstand.

„Und nun,“ sagte der Künstler, „könnten Sie, was Sie an entbehrlicher Einhüllung anhaben, ausziehen, um es hier am Feuer trocknen zu lassen. Dann setzen Sie Sich erst mit dem Gesicht und dann mit dem Rücken gegen das Feuer, bleiben etwas mit Händen und Füßen in Bewegung, und in kurzer Zeit werden Sie einigermaßen warm und trocken sein.“

Miß Sommerton lachte, aber ihr Lachen klang nicht heiter.

„Hat es schon jemals etwas so Lächerliches gegeben?“ fragte sie. „Ein englischer Gentleman, der Feuer anzündet, und eine Dame aus Boston, die sich daran erwärmt! Es ist nur ein Glück, daß Sie kein Journalist sind, denn sonst könnten Sie Sich versucht fühlen, einen Artikel über diese Situation zu veröffentlichen.“

„Woher wissen Sie, daß ich kein Journalist bin?“

„Nun, das hoffe ich doch! Ich denke, Sie sind ein Photograph?“

„O, keiner von Profession!“

„Das ist schade! Ich ziehe den Professions-Photographen dem Amateur vor.“

„Das höre ich gern aus Ihrem Munde.“

„Wieso? Es ist doch nichts weniger als ein Compliment?“

„Gerade darum höre ich es gern! Wenn Sie mir ein Compliment machten, würde ich fürchten, daß Sie Sich erkältet hätten und erkranken würden. So aber sehe ich, daß Sie wieder Sie selbst sind.“

„Wieder ich selbst!“ rief die junge Dame. „Was wissen Sie von mir? Von meinem eigenen Selbst? Unsere Bekanntschaft ist doch erst sehr kurz.“

„Der Zeit nach, ja. Aber ein Vorfall in der Wildniß, wie dieser, thut mehr zur Bildung einer Freundschaft oder des Gegentheiles, als Jahre gewöhnlicher Bekanntschaft in Boston oder London. Sie fragen, wieso ich wisse, daß Sie wieder Sie selbst seien? Soll ich Ihnen das erklären?“

„Ich bitte darum.“

„Nun, ich vermuthe, daß Sie eine sehr verwöhnte junge Dame sind. Sie sind wahrscheinlich sehr reich und haben stets Ihren eigenen Willen gehabt. In der That nehme ich an, daß niemals jemand Sie offen auf Ihre Fehler aufmerksam gemacht hat, und selbst wenn es jemand gethan hätte, bezweifle ich, daß Sie eine Lehre daraus gezogen hätten. Ein Naserümpfen wäre die Belohnung gewesen, die Miß Sommerton dem Muthigen, der ihr ihre Fehler gesagt haben würde, hätte zu theil werden lassen.“

„Mir scheint, Sie besitzen Muth genug, mir meine Fehler zu zeigen, ohne ein Naserümpfen zu scheuen.“

„Ja, ich habe diesen Muth! Ich habe schon drei- oder viermal einen Verweis von Ihnen erhalten, da schrecke ich nicht mehr davor zurück.“

„Wollen Sie dann so freundlich sein, mir mitzutheilen, was für Fehler Sie an mir entdeckt haben?“

„Wenn Sie es wünschen, gewiß.“

„Ich wünsche es.“

„Nun denn: der erste ist ein unmäßiger Stolz.“

„Halten Sie Stolz für einen Fehler?“

„Er pflegt nicht zu den Tugenden gerechnet zu werden.“

„In diesem Lande haben wir die Ansicht, Mr. Trenton, daß jeder Mensch einen gewissen Stolz besitzen muß.“

„Einen gewissen Stolz, das ist richtig. Es handelt sich nur darum, wie weit dieser gewisse Stolz geht.“

„Nun, bitte, den Fehler Nummer zwei.“

„Fehler Nummer zwei,“ begann Trenton in dem Ton eines sachlich vortragenden Docenten, „ist Ihre Mißachtung der Empfindungen anderer. Das resultirt, glaube ich, zum Theil aus Fehler Nummer eins. Sie pflegen die große Masse der ‚anderen Menschen‘ als in allen Dingen unter Ihnen stehend zu betrachten und vergessen dabei, daß Leute, die Ihnen vielleicht unsympathisch sind, Gefühle haben, die zu verletzen Sie kein Recht besitzen.“

„Ich vermuthe, daß Sie Sich auf heute Morgen beziehen,“ entgegnete Miß Sommerton ernst. „Ich habe mich bereits zwei- oder dreimal deswegen entschuldigt. Ich habe stets gehört, daß ein Herr die Entschuldigung eines anderen Herrn als das Aufheben einer Beleidigung auffaßt; warum nicht auch, wenn die Entschuldigung von einer Frau kommt?“

„O, jetzt spielen Sie die Sache auf das persönliche Gebiet hinüber, während ich nur allgemein sprach. Ich theilte Ihnen nur mit Offenheit Ansichten mit, die ich mir auf Grund einer sehr kurzen Bekanntschaft gebildet habe. Bedenken Sie gefälligst, daß Sie selbst mich darum ersuchten!“

„Ich bin Ihnen dafür außerordentlich verpflichtet! Ich fürchte, daß Sie zum Theil recht haben, und hoffe nur, daß die Liste nicht gar zu lang werden möge.“

„Nein, sie ist bereits hier zu Ende. Ich nehme an, daß Sie mich für den unhöflichsten Mann halten, der Ihnen je begegnet ist.“

„Wir pflegen Grobheit von den Engländern zu erwarten.“

„Dann hätte ich also nur den Ruf meiner Landsleute bestätigt? Haben Sie schon das Vergnügen gehabt, viele unhöfliche Engländer kennen zu lernen?“

„Nein, das kann ich nicht sagen! Die meisten Engländer, die ich kennen lernte, besaßen ganz das Benehmen von Gentlemen. Aber der unhöflichste Brief, den ich je erhielt, stammte von einem Engländer; er war nicht nur unhöflich, sondern auch undankbar, denn ich hatte eine seiner Landschaften zu sehr hohem Preise gekauft. Es war der Maler John Trenton. Kennen Sie ihn?“

„Ja,“ sagte Trenton zögernd, „ich kenne ihn; ich kann sogar sagen, daß ich ihn recht gut kenne. Er ist überdies ein Namensvetter von mir.“

„Ja? Wie eigen, daß mir das nicht aufgefallen ist! Ist Ihr Vorname auch John, wie der seinige?“

„Ja.“

„Ist er mit Ihnen verwandt?“

„Hm, nein! Ich kann ihn nicht als Verwandten betrachten. Ich weiß nicht einmal, ob ich so weit gehen darf, ihn meinen Freund zu nennen; er ist ein Bekannter von mir.“

„O, erzählen Sie mir von ihm!“ bat Miß Sommerton enthusiastisch; „er ist einer von den wenigen Engländern, deren Bekanntschaft ich seit langem ersehne.“

„So haben Sie ihm seinen groben Brief verziehen?“

„Schon lange! Ich glaube fest, daß er gar nicht unhöflich war. Er war nur aufrichtig, und die Wahrheit verletzte mich.“

„Ja,“ sagte Trenton, „mit der Wahrheit muß man sehr behutsam umgehen; sie kann zu leicht verletzen! Sie hatten ein Landschaftsbild von ihm gekauft, nicht wahr? Welches war es denn?“

„Es war ein Bild des Themse-Thales.“

„So? Ich kann mich im Augenblick nicht darauf besinnen. Wahrscheinlich ein ganz gewöhnliches Bild! Gewiß schickte er es nach Amerika, weil er es in England nicht verkaufen konnte.“

„O, Sie scheinen zu glauben, daß wir hier alles, was den Engländern nicht gut genug ist, kaufen! Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß dieses Bild einen Platz in der Royal Academy in London hatte, und daß es von der Kritik einstimmig bewundert wurde. Ich kaufte es in London.“

„Ah, jetzt besinne ich mich darauf: ‚die Themse im Sonnenschein‘. Ganz gewöhnlicher Gegenstand! Immerhin recht nett gemalt!“

„Recht nett gemalt! Ich halte es für eines der besten Landschaftsbilder des Jahrhunderts.“

„Nun, in dieser Hinsicht würde Trenton ganz Ihrer Meinung sein.“

„Wollen Sie damit sagen, daß er sehr eingebildet ist?“

„Diese Eigenschaft schreiben ihm selbst seine Freunde zu.“

„Ich glaube es nicht! Ich kann mir nicht denken, daß ein so genialer Künstler eingebildet ist.“

„Miß Sommerton, mir scheint, daß Sie herzlich wenig von der menschlichen Natur kennen. Es ist nur natürlich, daß ein solcher Mann weiß, was er ist. Die meisten bedeutenden Leute sind eingebildet. Ich möchte wohl Trenton's Brief an Sie sehen! Dann könnte ich ihn nachher hübsch auslachen.“

„In diesem Falle werden Sie den Brief nie und nimmer zu sehen bekommen.“

„Sie haben ihn wohl vernichtet?“

„Warum?“

„Also haben Sie ihn vernichtet!“

„Ich zerriß ihn, habe ihn aber nachher wieder zusammengeklebt und besitze ihn noch.“

„Warum wollen Sie mir dann den Brief nicht zeigen?“

„Weil ich es sehr seltsam von einem Herrn finde, eine Dame zu bitten, ihm einen Brief zu zeigen, den ihr ein anderer Herr geschrieben hat.“

„In Sachen des Herzens ist das richtig, aber in Sachen der Kunst nicht. Ich möchte zu gern Trenton's Brief sehen! Er war gewiß furchtbar unhöflich?“

„Er war nicht im geringsten unhöflich!“ antwortete Miß Sommerton heftig, „es war ein aufrichtiger, wohlgemeinter Brief.“

„Und dennoch zerrissen Sie ihn?“

„Das geschah nur im ersten Impuls. Das Zusammenkleben war die Bitte um Verzeihung.“

„Und Sie wollen ihn mir niemals zeigen?“

„Nein.“

„Haben Sie ihn beantwortet?“

„Ich werde Ihnen nichts mehr erzählen! Es thut mir leid, überhaupt davon gesprochen zu haben. Sie lieben Mr. Trenton's Werke nicht!“

„O, verzeihen Sie, da sind Sie sehr im Irrthum, Miß Sommerton. Er hat in England keinen größeren Verehrer als mich, — sich selber ausgenommen, natürlich.“

„Es scheint Ihnen gleichgültig zu sein, daß ich solche Bemerkungen nicht hören mag!“

„Und ich dachte gerade, daß Ihnen diese Bemerkung gefallen würde! Mr. Trenton, müssen Sie wissen, ist, meine Wenigkeit ausgenommen, der Unhöflichste aller Engländer. Ich fange an zu vermuthen, daß Mr. Trenton's Brief es war, der Sie veranlaßte, die ganze englische Race zu verurtheilen; denn Sie geben ja selbst zu, daß die Engländer, die Sie kennen, gar nicht unhöflich sind.“

„Sie vergessen, daß ich seit der Zeit Sie kennen lernte!“

„Sehr gut zurückgegeben!“

„Hat Mr. Trenton viele Freunde in London?“

„Nein, nicht viele. Er ist ein fleißiger Arbeiter und sucht, wie ich schon vorhin sagte, seinen Stolz darin, die Wahrheit zu sagen. Und das schlägt in London so wenig an, wie in Boston.“

„Ich achte ihn darum.“

„O gewiß, das thut jeder in der Theorie. Aber es ist keine Eigenschaft, die einem Freunde erwirbt.“

„Wenn Sie bei Ihrer Rückkehr Mr. Trenton sprechen, so sagen Sie ihm, bitte, daß eine Dame in Amerika lebt, die seine Freundin sei, und daß, wenn er irgend welche Bilder habe, die er in England nicht verkaufen könne, er sie hierher schicken solle; seine Freundin würde sie kaufen.“

„Dann müssen Sie aber sehr reich sein, denn seine Bilder werden selbst in England zu hohen Preisen verkauft.“

„Ja,“ entgegnete Miß Sommerton, „ich bin reich.“

„Ich denke es mir sehr hübsch, reich zu sein,“ antwortete der Maler seufzend.

„Sie sind es wohl nicht?“

„Nein, ich bin es nicht, wenigstens nicht im Vergleich mit Ihren amerikanischen Vermögen. Ich bin reich genug, um in der Welt herum zu reisen, soviel es mir beliebt, und im St. Maurice-Flusse fast zu ertrinken.“

„Ach, ist es nicht seltsam, daß wir von den Bootsleuten nichts gehört haben? Sie werden doch wirklich nicht ertrunken sein?“

„Das glaube ich kaum; aber es wäre immerhin möglich.“

„O, sagen Sie das nicht! Ich komme mir sonst wie ein Mörder vor.“

„Nun, ich dächte auch, daß es zum größten Theil Ihre Schuld wäre!“

Miß Sommerton blickte ihn vorwurfsvoll an.

„Bin ich noch nicht genug bestraft?“

„Für den Tod zweier Menschen, wenn sie wirklich todt sind? Du lieber Himmel, nein! Glauben Sie in der That, daß hier zwischen dem Unrecht und der Sühne das richtige Verhältniß besteht?“

Miß Sommerton schlug die Hände vor das Antlitz und — weinte bitterlich.

„Ich nehme das Gesagte zurück,“ rief Trenton, „ich meinte es nicht im Ernste.“

„Es ist aber wahr, es ist wahr!“ jammerte das Mädchen. „Glauben Sie wahrhaftig, daß die Leute untergegangen sind?“

„Keine Spur! Ich will Ihnen meine Meinung sagen und bin bereit, diese durch eine Wette zu bekräftigen. Die beiden Leute schwammen mit dem Strom, bis sie an irgend eine Landungsstelle kamen, wo sie ans Land stiegen; und dann eilten sie durch die Wälder nach Hause. Sie denken sicher, daß wir ertrunken sind. Der arme Ed Mason aber wird mit allen Leuten, die ihm zu Gebote stehen, aufbrechen, um uns zu suchen; er wird uns noch im Laufe der Nacht hier erlösen.“

„O, hoffentlich ist es so, wie Sie sagen!“ rief Miß Sommerton, ihn dankbar anblickend.

„Es ist so. Wollen wir wetten?“

„Ich wette niemals!“

„Das ist schade, da geht Ihnen mancher Scherz verloren. Ich bin nämlich ein wenig Gedankenleser. Ich kann Ihnen ganz genau sagen, wo die Leute augenblicklich sind.“

„Ich glaube nicht an Gedankenlesen.“

„Nein? Soll ich Ihnen ein Beispiel davon geben? Nehmen wir einmal den Brief, von dem wir vorhin sprachen. Wenn Sie recht aufmerksam an ihn denken, will ich ihn Ihnen vorlesen, nicht ganz wörtlich, aber doch dem Inhalte nach.

„Unmöglich!“

„Erinnern Sie Sich seiner?“

„Ich habe ihn sogar bei mir.“

„Ach, wirklich? Sie sollten ihn am Feuer trocknen lassen, wenn Sie ihn erhalten wollen.“

„Ich brauche den Brief nicht mehr, ich habe ihn Wort für Wort im Kopfe.“

„Nun gut! Dann gehen Sie ihn in Gedanken durch und sehen Sie zu, ob ich ihn nicht lesen kann. Denken Sie jetzt an ihn?“

„Jawohl!“

„Also: »Miß Edith Sommerton —«!“

„Falsch!“

„‚Sommerton‘ ist doch richtig, nicht wahr?“

„Ja, aber der Vorname nicht.“

„Wie ist er denn?“

„Das sage ich nicht.“

„Nun, es geht auch so. Also: »Miß Sommerton! Ich zögere, Ihren werthen Brief zu beantworten.« Ach, nun kann ich die Adresse nicht deutlich sehen, ich glaube: Beacon Street, Boston. Kann das stimmen? Giebt es eine Straße dieses Namens?“

„Natürlich!“ antwortete Miß Sommerton, „welche Frage!“

„Dann ist Beacon Street wohl eine der Hauptstraßen Bostons, ja?"

„Eine der Hauptstraßen? Lächerlich! Es ist die Straße! Es ist Boston!"

„Gut, nun fahre ich fort: »Ich zögere, Ihren werthen Brief zu beantworten, weil die mir übersandten Skizzen so schlecht sind, daß ich nicht verstehe, wie man sie einem Künstler zur Begutachtung schicken kann. Wenn Sie jedoch im Ernst eine Kritik wünschen, so kann ich nur sagen, daß die Skizzen nach meinem Urtheil absolut keinen Werth besitzen, selbst die Zeichnung ist schlecht, während die Farben in einer Weise aufgetragen sind, die verräth, daß Sie von den allerersten Principien der Malerei nicht die geringste Ahnung haben. Wenn Sie die Malerei als Erwerb betreiben wollen oder müssen, rathe ich Ihnen dringend, sie an den Nagel zu hängen. Wenn Sie aber eine reiche Dame sind, können Sie sie fortsetzen, so lange es Ihnen beliebt.

Ergebenst

John Trenton.«

Miß Sommerton, deren Augen vor Erstaunen immer größer und größer geworden waren, sagte jetzt scharf: „Er hat Ihnen den Brief gezeigt! Sie haben ihn gelesen!"

„Das gebe ich zu," antwortete der Künstler.

„Dann will ich alles glauben, was Sie über Mr. John Trenton sagen!"

„Warten Sie einen Augenblick, Miß Sommerton, verdammen Sie ihn nicht zu schnell! Ich weiß, daß Mr. Trenton diesen Brief niemand zeigte."

„Sie sagten doch aber soeben, daß er ihn Ihnen zeigte?"

„Das that er. Dennoch sah außer ihm selbst niemand den Brief."

Miß Sommerton sprang auf. „Dann sind Sie selbst John Trenton!"

„Miß Sommerton, ich bekenne mich schuldig!"

VI. Kapitel.

Miß Eva Sommerton und Mr. John Trenton standen sich, jeder auf einer Seite des hellbrennenden Feuers, gegenüber.

Ein schwaches Lächeln spielte um die Lippen des Künstlers; Miß Sommerton's Gesicht dagegen war tiefernst. Sie sprach zuerst.

„Mir scheint es," sagte sie langsam, „daß diese Sache sehr nach falschen Vorspiegelungen schmeckt."

„Von meiner Seite, Miß Sommerton?"

„Selbstverständlich von Ihrer Seite! Sie mußten schon lange wissen, daß ich es war, die Ihnen den Brief und die Skizzen geschickt hatte. Und das hätten Sie sofort sagen müssen."

„Dann lassen Sie mir keine Gerechtigkeit widerfahren für meine Ehrlichkeit, es jetzt gesagt zu haben! Wenn ich nicht den Wunsch gehabt hätte, in dieser Sache ganz aufrichtig zu sein, hätte ich es auch jetzt nicht sagen brauchen."

„Ja, das spricht allerdings etwas zu Ihren Gunsten!"

„Nun, Miß Sommerton, ich hoffe, daß Sie soviel wie möglich zu meinen Gunsten werden gelten lassen. Denn, sehen Sie, wir sind nun doch schon alte Freunde."

„Alte Feinde, wollen Sie wohl sagen!"

„Nein, nein! Ich möchte mich lieber als Ihren Freund betrachten."

„Der Brief, den Sie mir schrieben, war aber nicht sehr freundschaftlich."

„Das wollen wir noch dahingestellt sein lassen. Sie wissen ja, daß wir über diesen Punkt uneins sind."

„Ich glaube, daß wir über die meisten Punkte uneins sind."

„Nein, da bin ich wiederum nicht Ihrer Meinung! Immerhin würde ich lieber Ihr Feind als —"

„Mein Freund sein?" fiel Miß Sommerton ein.

„Nein, als Ihnen gleichgültig sein."

„In der That, Mr. Trenton, finden Sie nicht auch, daß unsere Bekanntschaft rapide Fortschritte macht?" fragte die junge Dame, ohne den Künstler anzusehen.

„Ich freue mich, Ihnen in diesem Punkt zustimmen zu können, Miß Sommerton. Wie ich schon vorhin bemerkte, thut ein Vorfall, wie dieser, mehr dazu, eine Freundschaft oder —!" der junge Mann hielt inne und vollendete den Satz nicht.

„Nun," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „was soll es sein: Freund oder Feind?"

„Das zu entscheiden, überlasse ich Ihnen."

„Dann sage ich: Freund! Lassen Sie uns das mit einem Händedruck bekräftigen."

Sie hielt ihm freundlich die Hand entgegen, als er um das Feuer herum auf sie zuschritt; und wie er nun die Hand herzlich schüttelte, durchfuhr es ihn so seltsam, daß er, dem augenblicklichen Impulse nachgebend, das Mädchen an sich zog und es auf die Stirn küßte.

„Wie können Sie das wagen!" rief Miß Sommerton, ihn entrüstet von sich stoßend. „Halten Sie mich vielleicht für irgend ein hergelaufenes Mädchen, das sich geschmeichelt fühlt, nach vierundzwanzigstündiger Bekanntschaft von dem ‚großen Künstler' geküßt zu werden?"

„Vierundzwanzigstündige Bekanntschaft, Miß Sommerton? Nicht doch! Ein Jahr, zwei, nein, zehn Jahre lange Bekanntschaft! Mir kommt es überhaupt so vor, als ob ich Sie immer gekannt hätte!"

„Sie benehmen sich allerdings so, als wäre es der Fall. Ich hatte vor einiger Zeit geglaubt, daß Sie ein Gentleman seien, aber Sie nutzen meine hülflose Lage aus!"

„Miß Sommerton, lassen Sie mich demüthig um Vergebung flehen!"

„Nein, ich nehme Ihre Entschuldigung nicht an! Dafür giebt es keine Entschuldigung! Ich muß Sie bitten, mich, bis Mr. Mason kommt, nicht wieder anzusprechen. Sie können sich noch glücklich schätzen, wenn ich Mr. Mason nichts von dem, was hier vorgefallen ist, erzähle!"

John Trenton antwortete nicht und warf einen neuen Haufen Holz auf das Feuer.

Miß Sommerton saß sehr niedergeschlagen an der heißen Asche.

Während einer halben Stunde sprach keines von ihnen. Plötzlich sprang Trenton auf und horchte angestrengt.

„Was giebt's?" rief Miß Sommerton, ebenfalls emporfahrend.

„Nein," sagte Trenton, „das gilt nicht! Wenn ich nicht zu Ihnen sprechen darf, müssen Sie auch keine Fragen an mich richten."

„Ich bitte um Entschuldigung!" erwiderte Miß Sommerton kurz.

„Aber ich wollte wirklich etwas sagen und nur Sie zuerst zum Sprechen bringen. Darf ich es sagen? Mir fiel just etwas ein."

„Wenn Ihnen etwas eingefallen ist, was uns aus dieser Lage heraushelfen kann, soll es mich sehr freuen, es zu hören."

„Ich glaube nicht, daß uns mein Vorschlag aus unserer Lage erlösen kann, aber in dieser wird er jedenfalls nützen. Sie wissen, daß ich meine Camera über der Schulter trug und sie so aus dem Schiffbruch rettete?"

Miß Sommerton antwortete nicht; offenbar hatte sie kein großes Interesse für Trenton's Camera.

„Das Futteral dieser Camera ist wasserdicht; es ist wirklich eine sehr gute Einrichtung, trotzdem Sie sie keines Blickes würdigten."

Wiederum keine Antwort.

„Gut; in diesem Kasten befindet sich zuerst die Camera, dann kommen die Trockenplatten und, was mir augenblicklich am wichtigsten erscheint, zwei oder drei belegte Butterbrode aus Mrs. Mason's Küche. Was sagen Sie zu meinem Vorschlag, jetzt Abendbrod zu essen?"

Nun mußte Miß Sommerton doch lächeln; und dies als Zeichen der Zustimmung auffassend, packte Trenton schleunig seinen Kasten aus und brachte dann nebst sauber verpackten Butterbroden eine weiße Serviette zum Vorschein.

„Nun," fuhr er fort, „habe ich noch eine Feldflasche mit Sherry und einen Becher bei mir. Gott, wie vergeßlich ich bin! Sie hätten in demselben Augenblick, in dem wir das Land betraten, einen Schluck Sherry haben müssen! Uebrigens wollte ich noch bemerken, daß ich Ihnen nur so energisch gebot, Holz zu sammeln, damit Sie Sich durch das Hinsetzen in den feuchten Sachen keine Erkältung holten, nicht, weil ich Hülfe brauchte."

„Sehr liebenswürdig!" bemerkte Miß Sommerton.

Aber ihr Ton verrieth nicht die Aufrichtigkeit dieser Worte.

„Wenn Sie doch sagen wollten, daß Sie sehr hungrig sind! Haben Sie während des Tages etwas zu essen gehabt?"

„Zu meiner Schande muß ich gestehen: ja," entgegnete sie. „Ich hatte Frühstück bei mir und aß es im Boot. Darum beunruhigte ich mich so Ihretwegen, da ich glaubte, daß Sie den ganzen Tag nichts gegessen hätten; ich wollte Ihnen eigentlich etwas anbieten, konnte mich aber nicht dazu entschließen und glaubte auch, daß wir bald bei Masons anlangen würden. Es ist mir sehr lieb, daß Sie etwas zu essen bei sich haben."

„Wie wenig die Amerikaner doch unsere große britische Nation kennen! Ein Engländer hat sein Augenmerk stets auf das Praktische gerichtet."

Nach einer kurzen Pause begann er wieder: „Wie wäre es, Miß Sommerton, wenn wir ungeachtet aller Zwischenfälle unseren alten Kampf wieder aufnähmen? Ich möchte mich bei Ihnen entschuldigen —," hier zögerte er bedenklich und fügte dann hinzu: „des Briefes wegen, den ich Ihnen vor Jahren schrieb."

„Es sind zu viele Entschuldigungen zwischen uns ausgetauscht worden," antwortete Miß Sommerton; „ich werde von jetzt an keine mehr annehmen, noch erbitten."

„Das ist auch das Allergescheidteste," entgegnete Trenton. „Aber eigentlich müßten Sie mich ein bißchen freundlich behandeln, weil ich durch Ihre Schuld hier bin."

„Das ist eine der Sachen, um derentwillen ich Sie schon verschiedentlich um Verzeihung gebeten habe. Wollen Sie mir das immer nachtragen?"

„O, ich meine doch nicht den Vorfall von vorhin! Ich meine meinen Aufenthalt hier in Amerika. Ihre Skizzen und Ihre Beschreibung der Shawenegan-Fälle brachten mich nach Amerika, und außerdem hoffte ich, Sie kennen zu lernen."

„Mich kennen zu lernen?"

„Gewiß! Vielleicht wissen Sie gar nicht, daß ich in Ihrem Hause in Beacon Street war, aber den Bescheid erhielt, Miß Sommerton sei mit Freunden in Canada. Zu meiner Rechtfertigung muß ich sagen, daß ich Empfehlungen von Leuten in der Tasche hatte, die Ihnen so ebenbürtig sind, wie es Nicht-Bostoner überhaupt sein können. Ich sah Ihr Haus in Boston; daher befinde ich mich nicht in dem Glauben, Sie seien irgend ein ‚hergelaufenes Mädchen', wie Sie mich vorhin beschuldigten."

„Ich wünschte, Sie kämen nicht immer wieder darauf zurück!"

„Gut! Nun habe ich eine Frage an Sie zu richten, eine Bitte; darf ich sie aussprechen?"

„Es kommt darauf an, was diese Bitte enthält."

„Ja, das können Sie nun freilich nicht eher beurtheilen, ehe ich sie ausgesprochen habe. Nun werde ich es wagen, bitte Sie aber vorher, zu bedenken, daß Sie mir das Abendbrod schuldig sind. Miß Sommerton, geben Sie mir ein bißchen Tabak!"

Miß Sommerton stand starr vor Staunen.

„Ich habe nämlich," fuhr der Künstler fort, ohne sich beirren zu lassen, „meinen Tabak bei dem Schiffbruch verloren, glücklicherweise aber ist meine Pfeife gerettet worden. Ich gebe ja zu, daß diese Gegend hier sehr schön ist, wenn wir sie nur sehen könnten! Da es aber ringsumher dunkel ist, so kann es, trotz des Mondscheins, keine Entweihung sein, wenn ich ein Pfeifchen rauche, und ich bin überzeugt, daß Ihr Tabak vorzüglich sein wird. Wollen Sie meine Bitte nicht erfüllen, Miß Sommerton?"

Zuerst schien Miß Sommerton die Dreistigkeit dieser Bitte übelnehmen zu wollen; dann flog ein Blitz des Verstehens über ihr Antlitz, und instinctiv hielt sie die Hand auf die Tasche gepreßt.

„Nein," rief der Künstler, „leugnen Sie nicht, daß Sie Tabak bei sich haben! Ich sagte Ihnen ja, daß ich Gedankenleser bin! Außerdem habe ich mir sagen lassen, daß die jungen Damen in Amerika selten ohne dieses edle Kraut seien, und zwar sollen sie stets die besten Qualitäten führen."

Die Situation war zu lächerlich für Miß Sommerton, als daß sie länger die Entrüstete spielen konnte; sie griff in die Tasche und zog ein Päckchen Tabak heraus, das sie dem Künstler reichte.

„Besten Dank! Ich werde mir eine Pfeife voll borgen und Ihnen das übrige zurückgeben. Haben Sie einmal die englische Marke birdseye probirt? Ein ganz ausgezeichneter Tabak, ich versichere Sie!"

„Ich nehme an," sagte Miß Sommerton, „daß Ihnen die Bootsleute erzählt haben, daß ich ihnen immer Tabak mitbringe?"

„Ach, nun zweifeln Sie an meiner Kunst, Gedanken zu lesen! Nun, ich will ehrlich sein und zugeben, daß sie es mir verriethen. Sagen Sie 'mal, war das nicht ein bißchen Humbug von Ihnen, so empört über das Rauchen zu sein? Wenn Sie es aber wirklich nicht vertragen können, unterlasse ich es selbstverständlich."

„Ich kann es sehr gut vertragen; ich bedaure nur, daß ich Ihnen keine gute Cigarre anbieten kann."

„Sehr liebenswürdig! Aber dies Kraut ist auch gut. Wir rauchen in England selten diese Art Tabak; ich finde ihn in der That ausgezeichnet!"

„Ich muß gestehen," erwiderte Miß Sommerton, „ich interessire mich sehr wenig für diesen Gegenstand. Warum sollte aber hier der Tabak nicht gut sein? Er wächst doch hier."

„Ja, das ist richtig!" entgegnete der Künstler.

Er saß mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, nachdenklich rauchend, und studirte den Widerschein des Feuers auf dem Antlitz seiner Gefährtin, deren Aufmerksamkeit das Feuer selbst völlig in Anspruch zu nehmen schien.

„Miß Sommerton," begann Trenton endlich wieder, „ich bitte um die Erlaubniß zu einer zweiten Frage."

„Ich gebe Sie Ihnen," erwiderte die junge Dame, ohne aufzublicken. „Um eine Enttäuschung zu vermeiden, muß ich Ihnen aber gleich sagen, daß es der ganze Tabak war, den ich bei mir hatte; der übrige blieb im Canoe."

„Ich werde versuchen, diese Enttäuschung, so gut wie möglich, zu überwinden. Aber meine Frage ist ganz anderer Natur. Ich weiß nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll. Sie haben vielleicht bemerkt, daß es mir schwer wird, das richtige Wort zu rechter Zeit zu finden. Ich bin ein ungewandter Mensch."

„Es giebt Leute," antwortete Miß Sommerton streng, „die sich etwas auf ihre Ungewandtheit einbilden. Sie scheinen diese als Ausrede zu gebrauchen, um grobe Dinge zu sagen. Man hat so eine Art von Aberglauben, daß Grobheit und Ehrlichkeit zusammengehören."

„Das ist nicht sehr ermuthigend. Indessen bilde ich mir garnichts auf meine Ungeschicklichkeit ein, ich bedauere sie im Gegentheil. Ich wollte nur die Thatsachen constatiren, mich ihrer nicht rühmen. In diesem Augenblick glaube ich aber, Ihnen beweisen zu können, daß Ehrlichkeit die Ungewandtheit begleitet. Ich wollte Sie ungefähr folgendes fragen: Vorausgesetzt, daß ich Ihnen meine Empfehlungsbriefe überbracht hätte, daß wir uns eine Zeit lang gekannt hätten, daß alles sehr conventionell zugegangen wäre, alles dieses vorausgesetzt, würden Sie dann etwas, was ich vorhin gethan habe, ebenso unverzeihlich gefunden haben, wie Sie es jetzt thaten?"

„Sie wollten doch nicht mehr auf das Rauchen zurückkommen!"

„Thue ich auch nicht! Ich meine den Kuß."

„Mein Herr," entgegnete Miß Sommerton, ihr Gesicht mit der Hand beschattend, „Sie kennen mich ja garnicht!"

„Das ist ein Ausweichen der Frage."

„Nun, ich kenne Sie garnicht!"

„Damit weichen Sie zum zweiten Mal aus. Ich nehme an, daß wir beide uns ein wenig kennten."

„Ich denke, es käme ganz darauf an, wie die fortgeschrittene Bekanntschaft die Lage gestaltete. Dieser Fall ist nur eine bloße Annahme, sodaß ich Ihre Frage nicht beantworten kann. Ich denke, Sie kennen das Sprichwort, das besagt, man könne eine Brücke nicht passiren, ehe man sich an derselben befinde?"

„Ich fürchtete es schon, ich würde meine eigentliche Frage nicht verständlich ausdrücken können. Darf ich nun wieder mit der Thür ins Haus fallen und Sie fragen, ob Sie verlobt sind?"

„Nein, fragen Sie, bitte, nicht! Ich will Ihnen vorher mit ‚Nein' antworten. Ich sage Ihnen das unter der Bedingung, daß diese Frage die letzte war."

„Wie kann eine zweite Frage die letzte sein? Jedes Gesetz wird dreimal verlesen, und der Auctionator ruft: »Zum dritten und letzten«, und das Aufgebot zur Heirath wird dreimal gemacht. Also sehen Sie, daß ich noch zu einer dritten Frage berechtigt bin!"

„Gut; aber man mag oft im Rechte sein, etwas zu thun, und doch wäre es thöricht, von seinem Rechte Gebrauch zu machen."

„Ich acceptire Ihre Warnung," antwortete der Künstler, „und behalte mir mein Recht vor."

Nach einem Augenblicke des Schweigens fragte Miß Sommerton: „Wie spät wird es sein?"

„Ich habe keine Ahnung; meine Uhr ist stehen geblieben."

„Glauben Sie nicht, daß, wenn die Bootsleute gerettet wären, sie jetzt schon hier sein könnten?"

„Ich weiß es wirklich nicht, kenne auch die Entfernung nicht. Vielleicht nehmen sie als sicher an, daß wir ertrunken sind, und kommen garnicht zurück."

„Vorhin sprachen Sie anders! Sobald Mr. Mason von dem Schiffbruch hörte, wird er aufgebrochen sein, um uns zu suchen, gleichviel, was das Ende dieser Katastrophe sein konnte."

„Sie mögen recht haben. Ich werde einmal versuchen, auf diesen Aussichtspunkt hinaufzuklettern; der Mond steht jetzt über dem Wasser, und wenn sie nicht gar zu weit weg sind, muß ich sie von diesem Hügel aus sehen können."

Der Künstler kletterte den schlüpfrigen Felsen hinauf, der über das Wasser hinausragte. Mit angstvollen Blicken beobachtete Miß Sommerton jede seiner Bewegungen; sich an den überhängenden Zweigen festhaltend, kroch und kletterte er mühsam hinauf.

„Bitte, Mr. Trenton, seien Sie vorsichtig," rief ihm die junge Dame zu; „bedenken Sie, daß Sie dort über dem Wasser stehen!"

„Der Felsen scheint sehr schlüpfrig zu sein," rief Trenton, „aber ich habe feste Schuhsohlen."

„Bitte, nehmen Sie Sich in Acht, denn, so unangenehm Sie auch sind, möchte ich doch nicht ganz allein hier zurückbleiben."

„Ich danke Ihnen, Miß Sommerton!"

Trenton stand auf der obersten Spitze des Felsens, und indem er sich an einem Zweige festhielt, beugte er sich vor und spähte den Fluß hinunter.

„O, Mr. Trenton, lassen Sie das," rief die junge Dame entsetzt; „kommen Sie, kommen Sie schnell herunter!"

(Schluß folgt.)

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

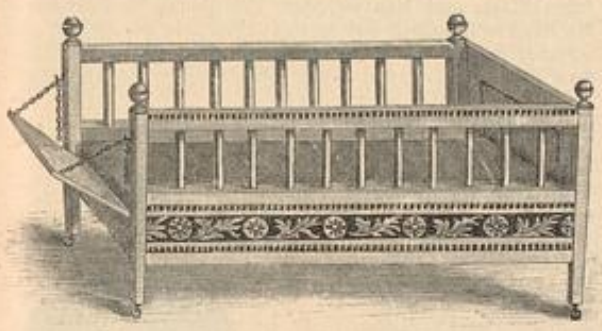
Geistige Interessen.

„Die Mutter unter ihren Kindern“, ein Büchlein für Mütter von Agnes Sapper. Verlag von D. Gundert in Stuttgart.

Diese Ueberschrift war das erste, was mir in die Augen fiel, als ich kürzlich ein vom Buchhändler mir zugeschicktes Bücherpacket öffnete. Da ich's gewohnt bin, daß ein „Guter Rath für Mütter“, „Pflege des Kindes im ersten Lebensjahr“ und dergleichen sich von Zeit zu Zeit unter meine Bücher verirrt, wollte ich es zuerst bei Seite legen, als ein Blick in das Inhaltsverzeichniß meine Aufmerksamkeit erregte. „Ein Tageslauf unter den Kleinen. — Unter den Schulkindern. — Einiges aus dem Justiz-Departement. — Am Krankenbett. — Erzählungen zum Vorlesen für kleine Patienten. — Die Mutter mit Stiefkindern“ ꝛc., — das schien ja etwas ganz anderes zu sein, nicht wieder und wieder nur Rathschläge, die leibliche Pflege der Kinder betreffend! Das Vorwort der Verfasserin, einfach und ansprechend, machte mir Lust, sogleich zu hören, was sie zu sagen hatte über: „Paßt die Forderung des unbedingten Gehorsams zu der modernen Erziehung? — Keine Ausdauer beim Spiel. — Eigensinn. Weichlichkeit. Zu große Nachsicht der Mutter. — Wenn Kinder nicht essen wollen. — Der regnerische Vacanz-Tag. — Arbeit für die Armen. — Spaziergang mit offenen Augen“ ꝛc. ꝛc., — und bald war ich so vertieft in den ganz köstlichen Inhalt des Büchleins, daß ich mich kaum davon losreißen konnte. Mit einem so feinen Verständniß für die Kindesseele, mit so viel Humor und liebevollem Eingehen auf die unzähligen kleinen Schwierigkeiten, die einer jungen Mutter täglich vorkommen, ist der Tageslauf geschildert, und geradezu unübertrefflich sind die Rathschläge, die von der liebenswürdigen Verfasserin gegeben werden! Wir haben uns wohl seiner Zeit von Karl von Raumer's „Erziehung der Mädchen“ helfen lassen, unsere Kinder zu erziehen, aber wie manche geplagte und wohl selbst noch nicht ganz „erzogene“ junge Mutter hat uns gestanden, es sei ja ein vorzügliches Buch und zeige einem in großen Zügen das Ideal, nach welchem man bei der Erziehung zu streben habe, aber in einer Kinderstube mit noch kleinen, oft so verschieden veranlagten Kindern, dann mit den Schulkindern und besonders mit den heranwachsenden Knaben wisse man sich oft gar nicht recht zu helfen, und dafür seien jene Rathschläge zu allgemein gehalten.

Für solche junge Mütter ist nun das vorliegende Büchlein von Agnes Sapper ein Geschenk, wie es praktischer, nützlicher gar nicht gedacht werden kann. Aber auch die Mutter, die in übertriebener Gewissenhaftigkeit mit ihren Geistes- und Körperkräften nicht haus zu halten versteht, sich überarbeitet, empfängt beachtenswerthe Winke für sich selbst, und ich kann mir's nicht versagen, eine Stelle aus dem ersten Abschnitt wörtlich anzuführen:

„Es ist eine große Erquickung für eine vielbeschäftigte Hausfrau und Kindermutter, wenn sie sich abends eine kleine geistige Erholung gestatten kann. — Wo durch den Mann oder durch geselligen Verkehr viel geistiges Leben in das Haus kommt, wird sich auch die Frau geistig immer weiter entwickeln. Wo das aber nicht der Fall ist, muß sie selbst darauf bedacht sein, denn Stillstand ist Rückgang.



Gitterbettchen zum Verlängern.

Jetzt genügt sie noch den Kindern, ihren kleinen, geistigen Bedürfnissen; später wird sie schmerzlich empfinden, daß sie denselben nicht mehr nachkommen kann.

Die Kinder sind nicht nur die Kinder ihrer Eltern, sie sind auch die Kinder ihrer Zeit, und wenn die Mutter ohne Interesse für alles, was in der Welt vorgeht, stehen bleibt auf dem Standpunkt, den sie vielleicht als vierundzwanzigjähriges Frauchen eingenommen hat, so versteht sie später das Denken und Streben ihrer eigenen Kinder nicht mehr; sie wird vielleicht nicht minder geliebt von ihnen, aber sie hat keinen Einfluß mehr auf sie, und innerlich tritt dadurch allmählich eine Entfremdung ein. Deshalb möchten wir der jungen Mutter, die ganz und gar aufgeht in ihrem Haushalt und dadurch ihren Kindern am besten zu dienen meint, zurufen: Sorge auch für dich, du sorgst damit für das beste Gut deiner Kinder!“

Ich schließe diese Besprechung, indem ich der Ueberzeugung Ausdruck gebe, daß alle Eltern, die aus dem Büchlein „Die Mutter unter ihren Kindern“ sich Raths erholen, der Verfasserin von ganzem Herzen dankbar sein werden. Julie Trefies.

Bismarck-Frauenkalender für 1896. — Unter dem Motto: „Deutschland, und nicht die Partei“ liegt uns ein Büchlein vor, mit nur bescheidenem Kleide angethan, aber reichen Inhalt bergend, das sich in erster Linie an die Frauenwelt wendet und ein Mittel werden möchte „zur Hebung der Wohlfahrt des weiblichen Geschlechts“ und „zur Hochhaltung des deutschen Reichsgedankens in Bismarck's Sinne“. Eine Bismarck-Frauenstiftung zu gründen, ist seit langem das Streben der gesammten Frauenwelt; aus ihr sollen die Bedürftigen, besonders Lehrerinnen, unterstützt werden, und dem Fond dieser Stiftung soll auch der größere Theil des Erlöses aus dem Verkauf der „Bismarck-Frauenkalender“ zufallen. Wer gediegene, vielseitige Lectüre, Hinweise auf die verschiedensten Berufsfelder der Frau in kleinem Rahmen sucht, dem sei das Büchlein, — auch um seines guten Zweckes willen, — warm empfohlen. Der billige Preis (50 Pf.) ermöglicht jeder Familie den Ankauf. D. Red.

Frau Regierungsrath L. in P. — Die Oeser'schen „Briefe an eine Jungfrau über die Hauptgegenstände der Aesthetik“, bearbeitet von W. Grube, bieten manchen dankenswerthen Hinweis; auch dürfte der Leitfaden, nach dem „Grundriß der Kunstgeschichte“, von Prof. W. Lübke, bearbeitet von Wickenhagen, Ihren Zwecken entsprechen. D. Red.

Schaukelpferd auf Schienen.

Gesundheits- und Körperpflege.

Unentgeltliche Unterrichts-Curse der häuslichen Krankenpflege. — Der „Zweigverein Berlin des Vaterländischen Frauenvereins“ veranstaltet auch in diesem Winter für Mitglieder und Nichtmitglieder unentgeltliche Curse der häuslichen Krankenpflege unter ärztlicher Leitung. Außer den Aufgaben der Pflege bei Krankheiten in der Familie und der ersten Hülfeleistung bei Unglücksfällen und Verletzungen, umfassen die Curse auch die Lehre von Verhütung der Krankheitsansteckung. Der neue Cursus, vom 25. Februar bis 31. März 1896, findet statt: Dienstags und Freitags von $11^1/_2$-1 Uhr, im Local des „Vaterländischen Frauen-Verein“, Berlin, W. Zimmerstr. 90/91, Vorderhaus, III., wohin auch Anfragen und Anmeldungen zu richten sind. D. Red.

Gitterbettchen zum Verlängern. — In der Modenwelt vom 1. Juli 1895 war eine Kinderbettstelle zum Vergrößern empfohlen, doch müßte diese neu angeschafft werden; die Vergrößerung läßt sich nicht an einer alten anbringen. Ich möchte hier ein allerdings nur in die Länge wachsendes Bett beschreiben, das jeder Tischler für wenige Mark aus einem schon vorhandenen Gitterbettchen herstellen kann. Vor nahezu sieben Jahren wurde meinem einzigen Töchterchen das ihre zu kurz, und da ich das gut erhaltene Möbel noch nicht bei Seite stellen mochte, kam ich auf folgenden Einfall: Ich ließ die Vorderwand (s. Abbildung) ausschneiden und die dadurch gewonnene Klappe mit zwei Scharnieren befestigen, sodaß sie mittelst zweier Haken und Ketten sowohl ganz wagerecht oder in beliebiger schräger Richtung gestellt werden kann. Die Matratze läßt man vorrücken und am Kopfende mit Bettkissen nachhelfen, oder ein langes Unterbett wird auf Bett und Klappe gelegt. Bei sehr beschränktem Raum kann man tagsüber durch eine stählerne Schiebevorrichtung, die im Innern der Klappe angebracht ist, diese wieder in ihre ursprüngliche Lage einfügen. Wer besondern Sinn für decorative Ausschmückung hat, möge die Seitenwände der Bettstelle, wie die oberen Leisten noch mit einem aufgemalten Muster, in der Art des angegebenen, schmücken, das etwas dunkler als der Politur-Grund in Oelfarbe ausgeführt sein muß. Frau M. K.

Amondine ist uns nicht bekannt, auch nicht, ob sie gesundheitsschädlich ist. Die unzähligen Geheimmittel mit mehr oder weniger schönen Namen und, — was die Hauptsache ist, — theuren Preisen zu untersuchen, übersteigt unsere Kräfte. Dr. D.

Elisabeth. — Ueber den Rath eines Arztes zu urtheilen, und noch dazu ohne persönliche Untersuchung, halten wir uns nicht berufen. Wenden Sie Sich doch an einen Specialisten oder eine Klinik, die Sie in nächster Nähe haben! Dr. D.

E. M., Mainz. — Speiseregeln für Magenkranke zu geben, überschreitet Zweck und Raum dieser Antworten. Ein populäres Buch (z. B. von Boas) wird Ihnen vielleicht nützen. Dr. D.

E. M. W. — Zum Schlankbleiben können verschiedene Wege führen, die aber für den Einzelfall nur durch einen Arzt mit genauer Kenntniß der Persönlichkeit gezeigt werden können. Andere, ohne solche Führung eingeschlagene Wege, sind oft Holzwege und können sogar in gefährliche Sumpfe führen, das heißt, die Gesundheit ernstlich schädigen. Dr. D.

Natur-Heilanstalt. L. — „Frauenleiden“ sind äußerst mannigfaltiger Art; ob ein solches mit Erfolg überhaupt oder in einer Natur-Heilanstalt behandelt werden kann, vermag nur ein in solchen Dingen erfahrener Arzt nach genauer Untersuchung und Beobachtung zu entscheiden. Dr. D.

Irene, Ungarn. — Gegen Frostbeulen giebt es wohl ziemlich so viele Mittel, wie Tage im Jahre, — ein Beweis, daß keines davon sicher und immer hilft. Die Frostbeulen sind nämlich recht verschieden an Ursache und Beschaffenheit und müssen danach verschieden behandelt werden. Versuchen Sie als mildestes und gewiß unschädliches Mittel Einreibungen mit Glycerin-Salbe abends und morgens, sowie nach jedem Waschen, letzteres mit erwärmtem Wasser und sorgfältigem Abtrocknen. Sind die Beulen sehr blauroth, so können sie außerdem vor dem Schlafengehen mit ziemlich starker Lösung von essigsaurer Thonerde gepinselt und nachher gesalbt werden. Außerdem ist es nöthig, den Blutumlauf durch tüchtige Leibesbewegung kräftig zu fördern, namentlich auch den der Hände und Arme (etwa nach Dr. Schreber's Zimmer-Gymnastik), jedenfalls für bessere Blutbildung zu sorgen, vielleicht mit Hülfe von Leberthran, Eisen u. dgl. m., letzteres aber nur nach ärztlicher Verordnung! Prof. S.

M. E., Linz. — Der genannte Specialist ist uns wenig bekannt; wir nennen Ihnen Dr. Lassar, Berlin, NW. Carlstr. 19. D. Red.

Beschäftigung der Jugend.

Schaukelpferd auf Schienen. — Unter allen Geschenken, die das verflossene Weihnachtsfest meinem fünfjährigen Jungen brachte, scheint keines so viel Freude und dauerndes Interesse erweckt zu haben, als das Schaukelpferd, das ein guter Pathen-Onkel, — eigentlich ganz gegen meinen Willen, — dem ohnehin schon verwöhnten kleinen Prinzen schenkte. Nun muß ich ja zugeben, daß es hübsch und äußerst praktisch, für Mütter mit „Nerven“ eine unbezahlbare Errungenschaft ist, und daß mein neugestrichener Fußboden im Kinderzimmer sich immer noch ohne Schrammen präsentirt, trotzdem oft drei bis vier wilde Kameraden dort mit meinem Buben um die Wette spazierenfahren und reiten. Ich nehme mir hauptsächlich aus diesen Gründen die Freiheit, hier auf das neue System des Schaukelpferdes hinzuweisen. Auf vier, an eisernen Achsen laufenden Eisenrädern mit Gummireifen ruhen zwei, wiederum durch gedrechselte Holzstäbe verbundene, 133 cm lange, hell polirte Leisten, die, oben fast wie Eisenbahnschienen gestaltet, zugleich als Träger der gleichfalls hell polirten Gängel von 130 cm Länge dienen. Letztere schaukeln auf Federn und bewegen sich an und auf der innern Seite der Schienen, sobald das Gefährt in Gang gebracht wird. Das 64 cm lange Pferd steht auf den Verbindungsleisten der Gängel und ist mit echten Roßfell bezogen, Mähne und Schwanz sind gleichfalls echt Roßhaar. Sattel und Zaumzeug bestehen aus hellem Leder mit blau und weißen Rosetten und blauer Einfassung; die Satteldecke ist aus rothem Tuch gefertigt. Frau Anne.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Waschanstalt. — Unter den verschiedenen, für Damen geeigneten Erwerbszweigen möchte ich, als ganz besonders rentabel, das Errichten von kleineren Waschanstalten empfehlen. In der oberschlesischen Hüttengegend, namentlich in den größeren Städten, wie Gleiwitz, Beuthen, Königshütte, Kattowitz, Laurahütte, Zabrze u. s. w., leben sehr viele junge, unverheirathete Beamte, die ihre Wäsche außerhalb des Hauses waschen lassen müssen. Nun giebt es dort wohl auch Waschanstalten und Wäscherinnen, doch ist allgemein die Klage, daß sie nicht sorgfältig mit der Wäsche umgehen. Es wäre dringend zu wünschen, daß jemand dort eine Waschanstalt errichtete, die alle Wäsche schonend behandelte, dieselbe tadellos gewaschen, geplättet und ausgebessert ablieferte, das Waschen und Herrichten von Gardinen, Spitzen und feinen Waschkleidern, und womöglich auch noch das Reinigen von Wollsachen übernähme. Wohnungen, Arbeitskräfte und Lebensmittel sind nicht theuer, Heiz-Material billig zu beschaffen, sodaß ein Fortkommen durchaus gesichert ist. In einigen kleineren oberschlesischen Orten, wie Rosenberg, Lublinitz, Guttentag, Rybnik, Proskau u. a. m. fehlt es an tüchtigen Handarbeits-Lehrerinnen, auch Kleinkinder-Bewahranstalten wären noch an einigen dieser Orte zu errichten. Eine Abonnentin.

Likör-Flaschen.

Häusliche Kunst.

Likör-Flaschen. — Zur jüngstverflossenen Weihnachtszeit hatte ich mich vergeblich bemüht, meine Angehörigen durch „neue Erfindungen“ zu überraschen; da fielen mir vor einiger Zeit ein paar verstaubte „Würzburger Bocksbeutel“ ins Auge, die, als jetzt

überflüssig, weil leer und doch nicht gerade verwerfliche Gegenstände in einen Winkel gesetzt waren, wo sie, wie mir schien, recht trübselig der schönen Zeit gedachten, in der sie noch als „Spender köstlichen Nasses“ inmitten fröhlicher Gesellschaft eine Rolle spielten. Nun war die Faschingszeit nahe, und die armen Dinger fingen an, mir leid zu thun; ich beschloß, ihnen den Platz in der Gunst des Publicums wieder zu erobern, da sie ja in der langen Wartezeit wenigstens ihre Behäbigkeit nicht eingebüßt hatten und immerhin repräsentationsfähig geblieben waren. Ich wollte nichts an der Eigenart meiner beiden Schützlinge ändern, sie nur in neuem Kleide als Behälter von süßem und bitterem Likör wieder in die Gesellschaft einführen. So kramte ich denn eines schönen Tages Pinsel und Palette hervor und begab mich an die Darstellung ihrer „Charaktere“, indem ich mittelst Oelfarben hier einen vergnügten, dort einen verdrossen blickenden Mond, mit der Harlekinsmütze bedeckt, aus dem sternen- und wolkenbedeckten Himmel schauend, der Breitseite einer Flasche auftrug und letztere mit zweifarbigem „Harlekins“-Stöpsel, wie sie jeder Korkschneider liefert, verschloß. Gesichter und Aufschriften sind grün, die Kappe des traurigen Mondes roth, die andere weiß gehalten, die Sterne wurden mit Blattgold gedeckt. — In dieser oder ähnlicher Verkleidung werden hoffentlich auch andere Flaschen wieder zu Ehren kommen und freundliche Aufnahme unter den Freunden eines harmlosen Faschingsscherzes finden.

Behälter für Streichhölzer.

Emmy B.

Behälter für abgebrannte Streichhölzer in Luftballon-Form. — Einen praktischen und dabei doch zierlichen Gegenstand zur Aufnahme verbrauchter Streichhölzer zu finden, war schon lange mein eifrigstes Bestreben. Schließlich brachte mich eine nicht mehr verwendbare Glühlicht-Birne, die aus Zufall ihren Platz auf dem Nähtisch neben meinem Fadenkörbchen aus japanischem Rohrgeflecht gefunden hatte, auf den Gedanken, aus diesen beiden Einzelheiten ein Ganzes, einen kleinen „Luftballon“ zu schaffen, der, unter Lampen oder neben den Beleuchtungs-Gegenständen aufgehängt, als bequemer Aufbewahrungsort für verbrauchtes Material dienen sollte. Mit einer Oese zum Aufhängen anfangend, häkelte ich zuerst aus rother Cordonnet-Seide die dachartige Bekleidung für die Glühlicht-Birne. 7 Luftmaschen werden zu einem Ring geschlossen, noch andere 7 Lm. der Mitte des Ringes angefügt und sodann fest behäkelt, um die Oese dauerhaft zu gestalten. Jetzt folgt die erste Tour eines, in bekannter Weise mit beibehaltener dichter Ecke aus einfachen Stäbchen hergestellten vierzipfeligen Tuches, der noch 1 Tour mit gleichen Stäbchen und 3 Touren mit Doppelstäbchen folgen. Eine 6. Tour zeigte als Abschluß ringsum einfache Stäbchen. Dies „Dach“ verband ich mit dem Körbchen durch vier 14 cm lange Schnüre aus Kettenmaschen, die ich durch den oberen Rand des Körbchens leitete und an der Innenseite mittelst großer vorgeknoteter Glasperlen befestigte. An dem unteren Theil der Birne faßte ich die vier Schnüre in gleicher Entfernung mit 2 cm breitem rothen Atlasbande zusammen; gleiches Band, in zierlichen Schlupfen geordnet, durch rothe Seiden- und Woll-Pompons abgeschlossen, bilden den Ausputz der kleinen Gondel, die nun, mit der Glühlicht-Birne vereinigt, als „Luftballon“ mein Wohnzimmer ziert und so allgemeine Bewunderung und zu meiner Freude auch allseitige Verwendung als Streichholz-Behälter findet, daß ich meinen Mitleserinnen diese kleine „Erfindung“ nicht vorenthalten möchte.

Frau L. M.

Frau v. P., Ruhrort. — Es freut uns, daß die Butzenscheiben-Imitation in der Nr. vom 10. Novbr. v. J. Ihren Beifall hat. Die gesetzlich geschützten Ringe sind durch Frl. Pauline Pfannenschmied, Friedrichshagen in Württemberg, in drei Größen: Nr. 1, 2 und 3 zum Preise von 4 Mk. für 100 Stück, desgl. Bändchen 20 Pf. das Hundert zu beziehen. Von Ringen Nr. 2 braucht man zu einem Fenster etwa 100 Stück, und Sie hätten natürlich nur das Zusammenfügen mittelst der Bändchen zu bewerkstelligen.

D. Red.

Fürs Haus.

Garnirte Sardinen-Büchse nebst Besteck. — Selbst wenn mein Mann und ich allein unsere frugalen Mahlzeiten einnehmen, nicht nur wenn fremde Gäste oder liebe Freunde geladen sind,

Garnirte Sardinen-Büchse nebst Besteck.

muß der Tisch hübsch und zierlich geordnet sein. Nur die Sardinen-Büchse war bis vor kurzem ohne festlichen Ausputz erschienen. Meine strengen „Schwestern“ mögen es mir daher verzeihen, daß ich meine kostbare Hausfrauenzeit heute 'mal dieser „Spielerei“ widme. Ich erhielt nämlich ein reizendes Sardinen-Besteck geschenkt: eine kleine silberne Schaufel und vierzinkige Gabel dazu, das aber neben dem Blechbehälter der Sardinen gar nicht zur Geltung kommen wollte. Da schien mir das Einfachste, die unschöne Büchse zu verstecken, und das machte ich so: Eine durchbrochene, flache Obstschale hatte leider einen Sprung bekommen und durfte infolge dieses Mißgeschickes nicht mehr ihrem eigentlichen Zwecke dienen, was mir sehr leid that, denn es war altes, schönes Porzellan. Die holte ich hervor, verband den Sprung mit grünen durch das Durchbruchmuster gezogenen Atlasschleifen, schnitt einen Bogen grünen Seidenpapieres an seinen Rändern etwa 6 cm lang ein und arrangirte nun Büchse und Besteck auf der Schüssel, wie es die Skizze andeutet. Der Effect war so reizend, daß ich mir nicht versagen kann, ihn hiermit der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Frau v. K.

Mokka-Service. — Den in Nr. vom 15/12 95 dieses Blattes erwähnten Tafelgeräthen aus Goldbronze, deren Eleganz ihren praktischen Zweck in keiner Weise beeinträchtigt, will ich hier noch ein Mokka-Service hinzufügen, dessen schmales, 40 cm langes Tablet aus Nickel eng neben einander gestellt, Kännchen, Sahnengießer und Zuckerschale aus gleichem Metall, sowie zwei zierliche Mokkalöffel aus polirter Goldbronze nebst zwei Porzellan-Täßchen trägt. Ein hoher Bügel aus Nickel, in der Mitte des Tablets befestigt, ermöglicht ein leichteres Tragen desselben.

A. H.

Allerlei praktische Neuerungen für die Küche. — Man sollte denken, die Industrie habe allmählich alles geliefert, was die häuslichen Verrichtungen erleichtern kann, und doch tauchen immer noch wieder neue Gegenstände auf, die bei näherer Prüfung genügende Vorzüge aufweisen, um Beachtung zu verdienen. Zunächst will ich auf einen Schutzring aus Gummi hinweisen, der, über den Rand des Ausgußbeckens gelegt, das Zerbrechen und Verbeulen von Eimern, Töpfen 2c. sicher verhindert. — Als zweckmäßig erweist sich auch ein Messerputzer in länglicher Brettform, der, mit einer Korkplatte belegt, den Messern die Politur erhält und sie vor Schrammen und dem Stumpfwerden bewahrt.

Zu Tafelgeräthen übergehend, möchte ich eines neuen Pastetenhalters gedenken, der in gefälliger Form aus stark versilbertem Draht den kleinen Porzellan-Napf hält und, in einen löffelartigen Griff auslaufend, das Berühren der heißen Pastetenform ausschließt.

Pastetenhalter.

Spicknadel „Ideal“.

Geschirrwascher.

Zum Spicken bietet sich als wesentliche Erleichterung die neue Spicknadel „Ideal“ aus Nickel, in Form einer Schere, die in eine zweitheilige Röhre ausläuft. Man führt die spitze untere Hälfte der Nadel in das Fleisch ein, steckt einen Speckstreifen in die offene Röhre mit Nachhilfe des beigegebenen Holzstäbchens und zieht die Spicknadel, indem man sie oben zusammendrückt, wieder heraus.

Ein Geschirrwascher in der handlichen Form einer Doppelbürste mit Holzgriff empfiehlt sich zur rationellen Reinigung von Kannen und Töpfen mit seiner Borsten-eingefügten Hälfte, während die weichen Fadenbüschel der Rückseite besondere Schonung beim Waschen geschliffener und ornamentirter Gläser 2c. garantiren.

A. H.

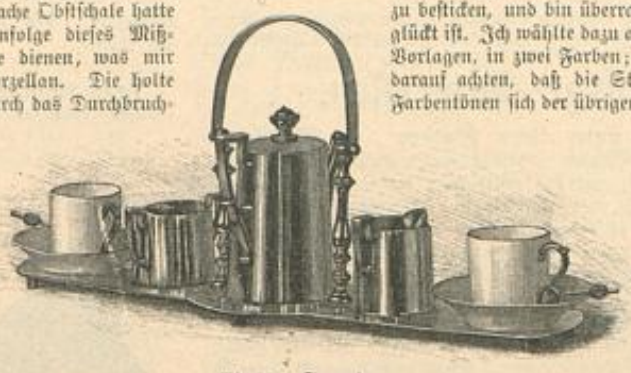
Gas-Kochapparate. — Das allgemeine Interesse ist seit kurzem den Bestrebungen zugewandt, welche die Einführung guter Gas-Kochapparate zum Ersatz des Herdfeuers beabsichtigen, hauptsächlich wegen des unlängst in Kraft getretenen billigen Preises für Kochgas. Als sorgsame Hausfrau suchte ich, ehe ich meinen Gas-Kochofen anschaffte, mich mit den Neuheiten auf diesem Gebiet bekannt zu machen, prüfte lange und wählte schließlich einen solchen aus der Fabrik von Friedrich Siemens, Berlin W, Leipzigerstr. 46. — Diese Firma hat es sich zur Aufgabe gestellt, Gas-Kochapparate zu construiren, die bei stärkster Heizkraft der vollkommen geruchlosen Flamme sich den speciellen Bedürfnissen der Küche in so ausgezeichneter Weise anpassen, daß es ein Vergnügen ist, der Vorführung dieser Apparate in ihrer umfangreichen Gebrauchsfähigkeit zu folgen. Neben der leichten sicheren Anpassung des Feuers an den augenblicklich erforderlichen Wärmebedarf, bieten die Siemens'schen Gaskocher durch entsprechende Zusatz-Apparate bequemste Gelegenheit, ohne jede Gefahr des Anbrennens der Speisen, zu kochen, zu backen, Fleisch zu rösten, den Betrieb eines Tellerwärmers zu unterhalten, Kaffee zu brennen, die gleichzeitige Beheizung zweier Töpfe auf einer Kochstelle vorzunehmen, als Plätteisen-Heizer verwendbar zu sein, zum Back- und Bratofen umgewandelt und zur Heizung der Küche dienstbar gemacht zu werden. Alle diese Betriebe lassen sich durch wenige Handgriffe einrichten, und ebenso schnell erfolgt die Zurückverwandlung zur einfachen Kochstelle. — Jetzt, nach 6 Monaten, entdecke ich noch immer neue Vorzüge und finde, abgesehen von den zahlreichen Erleichterungen gegenüber der Herdfeuerung, auch eine wesentliche Ersparniß heraus.

Sparsame Hausfrau.

Zimmereinrichtung.

Stühle mit besticktem Rohrgeflecht. — Immer störte mich an den Stühlen unserer Wohnzimmer die kahle Nüchternheit des Rohrgeflechts. Da erinnerte ich mich von früheren Besuchen bei einer lieben alten Tante eines farbig bestickten Papierkorbes aus Rohrgeflecht, der damals mein ganzes Entzücken erregte. Ich beschloß, das Experiment an meinen Stühlen zu versuchen, Sitz und Lehne mit dicker Smyrna-Wolle, wie über Canevas, zu besticken, und bin überrascht, wie gut es geglückt ist. Ich wählte dazu altdeutsche Kreuzstich-Vorlagen, in zwei Farben; natürlich man muß darauf achten, daß die Stickerei sich in ihren Farbentönen sich der übrigen Zimmereinrichtung gut anpaßt, wenn man es nicht vorzieht, sie in der Farbe des Holzes auszuführen. Den Ansatz des Rohrgeflechts am Holzrande deckte ich durch ein Wollbörtchen, das mittelst Ziernägel zu befestigen ist, wie solche zu Nagelarbeiten verwendet werden. Um in der Lehne die Rückseite der Stickerei zu verbergen, paßte ich einen Pappdeckel, der vorher mit Futterstoff in Holzfarbe bezogen wurde, in den Rahmen des Rohrgeflechts.

Therese O.



Mokka-Service.

Allgemeines.

Elegantes Hauskleid „tea-gown“. — Dies Kleidungsstück in Prinzeßform erfreut sich bei den Damen Englands größter Beliebtheit, und im letzten Winter lernte auch ich dessen praktischen Werth jenseits des Kanals kennen und schätzen. Eigentlich dazu bestimmt, beim „Fünf-Uhr-Thee“ seiner Trägerin als bequemes und dabei doch elegantes Gewand zu dienen, findet er auch weit darüber hinaus Verwendung als einfaches Hauskleid; aus reicheren Stoffen und mit Spitzen garnirt, gestattet er sich sogar zur Empfangs- und Gesellschafts-Toilette, wie ich häufig zu beobachten Gelegenheit hatte. Am meisten aber lernt man den tea-gown schätzen, wenn man nach längerem Besorgungsgang durchfroren nach Hause kommt und schnell hinein schlüpfen kann. Warm, weich und bequem schmiegt er sich an, die Halskrause umgiebt behaglich den Nacken, und man fühlt sich nun um so williger, seinem häuslichen Tagewerke wieder nachzugehen. Nachdem mir das klar geworden und meine schönen, neuen Toiletten mit den steifgefütterten, faltigen Röcken durch das Tragen zu Hause, namentlich durch längeres Sitzen, betrübend gelitten hatten, beschloß ich, mir selbst einen tea-gown zu schneidern. Ein Versuch darf nicht theuer werden; ich besichtigte daher zunächst meinen Restervorrath und fand hier manches für mein Unternehmen prächtig geeignet: einige Stücke fein geblümten Woll-Musselins und breite Spitzen von einer alten Diner-Toilette. Dazu kaufte ich 8 m guten rothen Flanellstoff (einfach breit) und schmales, rothes Taftband zu Rüschen, alles zusammen, — nebst dem Futterstoff zur Taille, — für 12 Mk.! Dann machte ich mich an die Arbeit, deren Resultat die beigefügte Skizze veranschaulicht. Während der tea-gown der Engländerinnen weit und fließend, meist ohne Taillenanschluß gearbeitet ist, war ich bemüht, dem meinigen das Schlafrockähnliche zu nehmen. Im übrigen steht ein tea-gown außerhalb der eigentlichen Mode; man kann bei seiner Anfertigung die Phantasie und den eigenen Geschmack frei walten lassen und ihn mehrere Jahre hindurch tragen, ohne daß er veraltet. Aus allen diesen Gründen kann ich den tea-gown meinen Mitschwestern nur aufs wärmste empfehlen.

H. v. W.

Spitzen. — Um sich über Spitzen zu unterrichten, können wir Ihnen nichts Besseres empfehlen als das Handbuch der Spitzenkunde von Tina Frauberger (Leipzig, E. A. Seemann). Wir finden in dieser trefflichen Arbeit nicht nur einen interessanten Ueberblick über Geschichte und Entwicklung dieses schönsten Schmuckes unserer Gewandung, das Buch lehrt auch in vielen einzelnen Mustern und Darstellungen die verschiedenen Arten der Spitze kennen und unterscheiden und wird dadurch zugleich zu einem bequemen Nachschlagebuch, das schnell und sicher über alles im Augenblick Wünschenswerthe Auskunft giebt. Als werthvolle Zugabe ist der Anhang über das Reinigen und Ausbessern von Spitzen besonders zu betonen. Dieser Abschnitt begnügt sich nicht mit allgemeinen Hinweisen, er wird durch liebevolles Eingehen jeder Eigenart der Spitze gerecht.

Fr. v. L.

Elegantes Hauskleid: „Tea-gown“.

Eine Schreiblustige. — Der Wille ist gut, die verfochtenen Ansichten sind jedoch zu wenig neu, als daß wir dieselben zum Abdruck bringen könnten.

D. Red.

Bezugsquellen:

Schaukelpferd auf Schienen: Emma Bette, Bud & Lachmann, Berlin, W, Leipzigerstr. 31/32. — Schutzring für Ausguß-Becken, (Preis 1,75 M.), Messerputzer, Spicknadel: Jacob Ravené Söhne, Berlin C, Stralauerstr. 28/29. — Geschirrwascher, Pastetenhalter, Mokka-Service aus Goldbronze und Nickel: P. Raddatz u. Co., Berlin W, Leipzigerstr. 11.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: J. Wilda, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck Hesse & Becker, Leipzig.